Glaubenssachen

Sonntag, 29. Mai 2022, 08.40 Uhr

„Leben teilen“
Eindrücke vom 102. Deutschen Katholikentag in Stuttgart
Florian Breitmeier im Gespräch mit der Theologin Johanna Rahner

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Es ist ein Katholikentag zwischen Krieg und Kirchenkrise. Und dann findet das Christentreffen auch noch nach einer zweijährigen Corona-Pandemie statt – in Präsenz und nicht in ausschließlich digitaler Form. Es sind besondere Zeiten, die die Gesellschaft herausfordern und natürlich auch die katholische Kirche, die ihre ganz eigenen Probleme anzugehen hat und überdies um ihre Stellung in der Gesellschaft ringt. Über die Themen dieses Katholikentages in Stuttgart und die vielerorts diagnostizierte „Zeitenwende“ in Kirche und Gesellschaft habe ich vor dieser Sendung mit Johanna Rahner gesprochen. Die katholische Theologin ist Professorin für Dogmatik, Dogmengeschichte und Ökumenische Theologie an der Universität Tübingen.
Im Zuge des Missbrauchsskandals und dessen unzureichender Aufarbeitung in der Kirche sah Kardinal Reinhard Marx die katholische Kirche unlängst an einem toten Punkt. Der diesjährige Katholikentag scheint dieser Perspektive trotzen zu wollen. Das Motto lautet „Leben teilen“. „Toter Punkt“ versus Leben teilen“. In welchem Spannungsfeld erleben Sie diesen Katholikentag 2022?

Wir haben hier tatsächlich die Auswirkungen von mehreren Krisen. Da ist die Corona-Pandemie, die auch die Gläubigen so beeinträchtigt, dass sie sich gar nicht mehr vorstellen können, auf ein Glaubensfest zu gehen. Also ich glaube, wir sind alle noch ein bisschen im Lockdown. Wirklich feiern zu können, über den Glauben zu diskutieren und auch die Hoffnungsperspektive aufzutun, das fällt auf diesem Katholikentag schwer. Und dazu gehört auch der Krieg in der Ukraine, der uns natürlich auch theologisch tief in unseren Fundamenten herausfordert: Wie bekommen wir die Versöhnungs- und die Friedensbotschaft des Christentums in ein solche Krise hinein? Und angesichts solcher Fragen ist der Katholikentag vielleicht weniger freudvoll, weniger üppig und weniger schön.

Lassen Sie uns mal bei dieser unübersichtlichen Situation bleiben. Es gibt derzeit viele Probleme, die sich überlappen und verstärken, auch weil sie zum Teil zu lange aufgeschoben wurden und nun zeitgleich auftreten. Diese Stimmung betrifft ja die gesamte Gesellschaft und die Kirchen. Zudem haben Sie den Ukraine-Krieg angesprochen. Inwieweit kann denn die Kirche, die er jetzt in einer existenziellen Krise steckt, überhaupt noch ein Hoffnungsort sein?

Ich denke, wir hätten tatsächlich die Chance uns neu aufzustellen, uns gegenseitig zu bestärken. Das habe ich in den vergangenen Tagen in verschiedenen Kontexten immer wieder gehört: „Es ist gut, dass wir hier sind, dass wir merken, wir können uns gegenseitig bestärken. Wir sind nicht die Einzigen, die in dieser Krise tatsächlich nach Wandel, nach Reformen, nach Veränderungen rufen, sondern wir können das gemeinsam tun!“ Und das ist vielleicht etwas, was man von Anfang an über das Motto des Katholikentags hätte setzen müssen – dieses Gefühl der gemeinsamen Bestärkung.

Das Besucherinteresse an diesem Katholikentag war geringer als in den vergangenen Jahren, knapp 20.000 Dauerteilnehmende gab es in Stuttgart. Ein Grund war sicher die besondere Situation durch die Corona-Pandemie. Aber lässt sich nicht auch eine gewisse Müdigkeit vieler Katholikinnen und Katholiken beobachten, sich mit der Kirche noch in Debatten auseinanderzusetzen?

Ich glaube, da kommen vor allem zwei Momente zusammen. Da ist zum einen die Pandemie, die Lebenssituation, auch die Stimmung durch den Krieg in der Ukraine. Und dann gibt es die ständigen Diskussionen über Reformen, über keine Reformen über Rückschläge der Reform. Dann gibt es Rückmeldungen von anderen Bischofskonferenzen, die mahnen, dass die deutschen KatholikInnen auf einem Weg des Irrtums seien. Uns ist eigentlich schon sehr bewusst, dass es einen anderen Weg geben muss. Diese Reformen betreffen ja nicht nur die katholische Kirche in Deutschland. Da ist die Erfahrung, dass die Probleme, die wir hier als deutsche Katholikinnen und Katholiken diskutieren, weltweite Probleme sind. Und das hat dieser Katholikentag auch in verschiedenen Ebenen gezeigt, dass es notwendig ist, sich noch mal selbstbewusst aufzustellen. Und das, was wir zu sagen haben, auch laut genug gesagt wird.

Ein Schritt, um eben aus dieser Kirchenkrise zu kommen, ist der Reformprozess „Synodaler Weg". Es geht darin auch um Machtfragen, die Beteiligung von Gläubigen an der Wahl von Bischöfen, die Weihe von Frauen. Das waren Themen, die auch auf dem Katholikentag heiß diskutiert wurden. Aber von Zorn und Wut, die ja auch ein Motor für Veränderungen sein können, habe ich jetzt nicht ganz so viel wahrgenommen. Ist das Frust oder ein bewusstes Innehalten in einer Krisensituation? Wie haben Sie das gedeutet?

Wut können Sie nicht auf Dauer stellen. Wir sind in einem nächsten Stadium der Entwicklung, in der wir Dinge konkret voranbringen wollen. Wenn wir in Deutschland stark genug auftreten, gemeinsam mit den Bischöfen für Reformen einstehen, dann muss das auch in der Weltkirche gehört werden. Ich glaube, die Zeit der Wut ist vorbei, die Dinge sind auch theologisch geklärt. Ich weiß nicht, wie viele Argumente für die Frauenordination ich noch auf den Tisch legen soll. Es liegen doch alle auf Tisch. Jetzt kommt der Rezeptionsprozess. Und ob man da mit Wut und Empörung weiterkommt, das würde ich bezweifeln. Da gilt es vielmehr, jetzt auch kluge Allianzen zu bilden und Strategien zu entwickeln, wie man das in die Weltkirche einbringt.

Der Reformprozess „Synodaler Weg" tritt ja jetzt in eine entscheidende Phase ein. In einem Jahr sollen Ergebnisse und Beschlüsse vorliegen, die dann in die Beratungen der Weltbischofssynode in Rom im Herbst 2023 eingebracht werden. Lassen Sie mich mal eine These formulieren: Die Synodalversammlung hat den Katholikentag als einen Ort der kritischen Analyse abgelöst.

Ihre Analyse trifft schon zu, aber da ist ein Problem: Im Synodalen Weg diskutieren Expertinnen und Experten mit den Bischöfen. Ich bin viel in den Gemeinden unterwegs und da höre ich immer wieder, in diese Beratungen sind wir eigentlich nicht richtig eingebunden. Wir hören zwar immer, was beschlossen ist, aber direkt einbringen können wir uns nicht. Das wäre jetzt aber dran, das jetzt sozusagen in die Breite zu bringen, dass alle mitdiskutieren können. Und das war ja immer der große Vorteil der Katholikentage. Da saßen zwar die Expertinnen und die Bischöfe auf den Podien, aber das Publikum war beteiligt und konnte auch mit konkreten Reaktionen seine Zustimmung oder seine Ablehnung ausdrücken. Also das wäre eigentlich eine große Chance

des Katholikentags gewesen, das noch einmal in die Breite zu bringen. Das hat jetzt nicht ganz funktioniert, aufgrund der TeilnehmerInnenzahlen. Aber das wäre etwas, was in den nächsten Jahren tatsächlich ansteht: Die Diskussion des Synodalen Wegs noch einmal runterzubrechen in die Gemeinden. Und da ist der Synodale Weg nochmal vor eine Aufgabe gestellt. Und ich bin mir nicht ganz sicher, ob wir das in der Zeit tatsächlich hinkriegen.

Wenn man mit Gläubigen spricht, dann spürt man, dass viele mit sich ringen und sich fragen, wie sie überhaupt in dieser Kirche bleiben zu können? Hat der Katholikentag da auch genügend Angebote geschaffen, für die Zweifelnden und Sinnsuchenden?

Ich denke, im Programm des Katholikentags wurde viel geboten zu alternativen Glaubensformen, zu alternativen Liturgien. Mehr als die Hälfte der Veranstaltungen sind Gebetsangebote, das sind spirituelle, das sind Beratungsangebote, neben den Möglichkeiten zur intellektuellen Auseinandersetzung. Also wir decken ja bei Katholikentagen ein Riesenspektrum ab, vom politischen Engagement bis hin zum Sozialen, zur Spiritualität, zur Bibellektüre. Da gibt es genügend Möglichkeiten, sich inspirieren zu lassen und etwas mit nach Hause zu nehmen, um dort auch mal etwas Neues zu machen.

Der Ausgangspunkt des synodalen Wegs war und ist der Missbrauchsskandal. Ein großes Thema bleibt dabei die Aufarbeitung sexualisierter Gewalt. Jetzt hat sich gezeigt, dass die Kirchen das allein nicht schaffen. Das Vertrauen schwindet auch in der Politik. Aktuell steht ja auch der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, der Limburger Bischof Georg Bätzing, in der Kritik. Er hat einen Pfarrer zum Bezirksdekan befördert, der zwei Frauen sexuell belästigt haben soll. Sind die Bischöfe eigentlich das zentrale Problem bei der Aufarbeitung sexualisierter Gewalt?

Wir sprechen ja im Rahmen des Synodalen Weges, und auch die MHG-Studie 2018 hat das deutlich gemacht, von systemischen Faktoren. Ich möchte das mit Blick auf die Bischöfe nicht personalisieren. Es geht um die Strukturen. Bestimmte Strukturen des Bischofsamtes in der katholischen Kirche sind ein systemischer Faktor in der Missbrauchskrise, weil sie Dinge tatsächlich befördern beziehungsweise auch durch ihr Machtpotenzial und die Machtkonzentration auch Aufklärung und Aufarbeitung verhindern. Und da gilt es gegenzusteuern. Es ist deshalb ein gutes Signal, dass die Politik nicht einfach sagt, ihr macht das falsch, sondern wir möchten euch helfen. Und dieses Angebot sollte man in der Kirche dringend annehmen.

Haben Sie das Gefühl, dass die Katholikinnen und Katholiken die Geduld verloren haben, was die Aufarbeitung angeht? Alle paar Monate eine neue Studie, ein neuer Skandal, der öffentlich wird. Wieder eine Geschichte über einen Bischof, der vielleicht falsch gehandelt hat oder der klar falsch gehandelt hat. Wenden sich die Leute da ab und sagen, es bringt alles nichts?

Ich würde sagen, das ist auch mediales Desaster. Man hätte sich tatsächlich innerhalb der Repräsentationsorgane unserer Kirche auch überlegen müssen, wie man dieses

Problem auch medientechnisch gut löst. Nämlich nicht alle drei Monate in der nächsten Diözese wieder ein entsprechender Bericht. Das hätte man koordinieren müssen. Und man hätte von Anfang an, glaube ich, eine andere Strategie bei der Aufarbeitung fahren müssen. Ich war vor kurzem in Irland, in Dublin. Da war es so, dass die katholische Kirche von Anfang den staatlichen Stellen die Aufarbeitung überlassen hat, und die Kirche hat dann eng mit den staatlichen Stellen zusammengearbeitet hat. Das tat der irischen Kirche gut. Und das hätte, glaube ich, in diesem Umfang auch der deutschen Kirche gut getan.

Lassen Sie uns auch auf den russischen Angriffskrieg in der Ukraine schauen. Der Krieg war ein wichtiges Thema beim Katholikentag in Stuttgart. Es gab eine große Friedenskundgebung am Freitag auf dem Schlossplatz. Grundsätzlich gefragt, erleben Sie die Kirchen in den öffentlichen Debatten zum russischen Angriffskrieg derzeit als besonders kraftvoll oder gar als einen moralischen Kompass in einer Krisensituation?

Ich glaube, diese Vorgabe haben wir immer noch, auch das eigene Zutrauen. Wir hatten im Zentrum Ökumene eine Veranstaltung, die gerade die verschiedenen Positionierungen innerhalb der Orthodoxie zum Thema gemacht haben, weil das die Kirchen und die Ökumene mit beeinflussen wird. Das sehen wir innerhalb der katholischen Kirche in ihrem Verhältnis zur russischen Orthodoxie. Erinnert sei zumindest an das Wortgefecht zwischen Papst Franziskus und dem russisch-orthodoxen Patriarchen Kyrill. Das sehen wir auch mit Blick auf die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen, die im Ende August eröffnet wird. Auch dieses Feld der Ökumene ist stark beeinflusst durch den Ukrainekrieg. Dort wird der konkrete Vorschlag gemacht, die russische Orthodoxie aus dem Ökumenischen Rat der Kirchen auszuschließen. Wohingegen die Vertreterinnen der Friedenskirchen sagen, wir müssen die Gesprächskanäle offen halten. Wir müssen tatsächlich das gemeinsame Zeugnis in den Vordergrund stellen. Und das war auch ein Thema hier beim Katholikentag. Nämlich im ökumenischen Dialog deutlich zu machen, dass nach unserer Glaubensüberzeugung, aufgrund unserer Bindung an Christus, so etwas ist nicht christlich. Und da ist noch viel Arbeit zu leisten.

Nun steht ja der russisch-orthodoxe Patriarch Kyrill klar an der Seite des Aggressors, an der Seite des russischen Präsidenten. Aber kann das tatsächlich dazu führen, dass man nun verallgemeinert und sagt, die russisch-orthodoxe Kirche wird aus dem Ökumenischen Rat der Kirchen ausgeschlossen?

Das ist genau das Problem. Kyrill ist nicht die russisch-orthodoxe Kirche. Es gibt genügend Menschen, die trotz aller Probleme, die sie bekommen, innerhalb dieser Kirche auch Widerstand leisten. Es gab einen offenen Brief von 300 Priestern russisch-orthodoxen Kirche mit Positionierungen gegen ihren Patriarchen. Es gibt entsprechende Initiativen auch auf mittlerer Ebene, so dass deutlich wird, das ist nicht die Position der russisch-orthodoxen Kirche. Wir hören auch von Problemen einzelner Gemeinden hier in Deutschland, diese Gemeinden sind gespalten. Da gibt es eben Anhänger des prorussischen Kurses. Es gibt aber auch deutliche Gegenposition. Der Riss geht mitten durch die russisch-orthodoxe Kirche auch in Deutschland hindurch.

Wie könnte eine christliche Friedensethik aussehen?

Da habe ich viel von meinen Kolleginnen und Kollegen aus den Friedenskirchen gelernt, die sagen, Diplomatie bedeutet, auch mit Menschen zu sprechen, die ich überhaupt nicht ausstehen und deren Position ich überhaupt nicht teilen kann. Das ist natürlich schon eine Herausforderung. Aber ich glaube, das ist der einzige Weg, um zu einer Lösung zu kommen. Das gilt auch für die Politik. Wir reden ja ständig darüber, wo die Exit-Strategie für Präsident Putin wäre. Es bleibt allgemein eine Herausforderung nach Möglichkeiten zu suchen, auch Brücken zu bauen, damit die Waffen endlich schweigen.

Damit sind wir bei der Zeitenwende. Ein Wort, das der Bundeskanzler in seiner Rede Ende Februar im Bundestag gebraucht hat. Olaf Scholz hat auch beim Katholikentag gesprochen – über das Thema „Zusammenhalt und Zeitenwende". Das klingt wie eine Überschrift für die Situation der katholischen Kirche in Deutschland. Zusammenhalt – wie kann man noch zusammenzubleiben angesichts steigender Austrittszahlen. Wie kann man noch katholisch bleiben? Und dann ist da dieses diffuse Gefühl der Zeitenwende. Wieviel Zeit hat die katholische Kirche noch für Reformen?

Ich glaube, wir müssen uns entscheiden, wie wir im 21 Jahrhundert katholisch sein wollen. Wir haben eine traditionelle Weise, die die Menschen gewohnt sind, die sie auch lieb gewonnen haben, die mit Sicherheit auch eine Zukunft hat, aber nicht mehr die Zukunft allumfassenden Kirche. Wenn wir diesen Weg gehen, dann ist das der Weg in die kleine Herde, der Weg in das Ghetto, in die gesellschaftliche Irrelevanz. Das war aber nie wirklich die Option des Katholischen. Die Option ist die offene Kirche, die sich politisch engagiert, die in allen Spektren der Gesellschaft ihren Ort hat und die für alle Menschen offen ist. Da kommt immer der Vorwurf, ihr macht euch mit dem Zeitgeist gemein. Aber da würde ich sagen, der Zeitgeist kann auch eine Stimme Gottes in der Welt sein. Und da sollten wir genauer hinhören. Und ich glaube, wir stehen vor einem Entscheidungsprozess, wie wir im 21. Jahrhundert noch katholisch sein wollen.

Wenn wir langsam in die Zielgerade dieses Gesprächs einbiegen, und einmal in die, ja, berühmte Glaskugel schauen, vor welcher Zukunft stehen da die Katholikentage?

Ich denke, konfessionelle Treffen wie Katholikentage oder Kirchentage werden kleiner werden. In ökumenischer Hinsicht ist es sicher eine Herausforderung, ob es uns gelingt, das Christsein in einer säkularen, multikulturellen Gesellschaft, wie es die Bundesrepublik ja ist, gemeinsam darzustellen und uns den Herausforderungen zu stellen. Und auch in anderen Kontexten merken wir ja, dass die konfessions-spezifischen Wege eigentlich nicht mehr die sind, die auf Zukunft ausgerichtet sind, sondern dass ein offener Weg des miteinander Christseins in einer pluralen Gesellschaft die eigentliche Herausforderung darstellt. Und ob da die Spezifika des Katholisch-Seins, des Evangelisch-Seins, des Orthodox-Seins so stark sein werden, dass man sozusagen eigenständige Wege dafür offen halten muss, das wage ich als Ökumenikerin aus guten theologischen Gründen doch zu bezweifeln.

Wie wird denn die Kirche dann wieder ein Ort für Sinnsuchende und die großen Fragen des Lebens?

Von meinem Kollegen aus Innsbruck Christian Bauer stammt der Hinweis, wir sollten es nicht mehr machen wie früher die Benediktiner, die in schönen Orten ihre Klöster gebaut haben, damit die Menschen dorthin kommen sollten. Sondern wir sollten es machen wie die Wanderprediger, die Franziskaner und die Dominikaner, die in die Städte hineingegangen sind und dort ihre Klöster gebaut haben. Also an Orte gehen, wo Menschen schon sind. In einer Art Geh-hin-Pastoral dahin gehen, wo es brennt, dort ist Kirche, dort kann ich das Christsein leben. Das ist die Herausforderung der Zukunft: nicht warten, bis die Leute kommen, sondern selbst hingehen.

* * *

Zur Person:
Johanna Rahner, die katholische Theologin ist Professorin für Dogmatik, Dogmengeschichte und ökumenische Theologie an der Universität Tübingen.